

# Das Endspiel beginnt

In einem Geflecht von Regionalfürsten, Stammesführern und Kriegsgewinnlern bereitet das Karzai-Regime den Übergang vor

**Bernard Imhasly**

**In mehreren Ländern Südasiens wird demnächst gewählt. Nicht nur Pakistan geht dieses Jahr an die Urnen. Das Fest der Demokratie wird auch in Bangladesch und in den Malediven gefeiert. In Indien sind Regionalwahlen in zehn Bundesstaaten angesagt, quasi die „Primärwahlen“ für die Endausscheidung im Jahr darauf. 2014 ist auch das Datum für die Präsidentschaftswahl in Afghanistan. In welchem Zustand befindet sich das Land? Und wo steht Präsident Hamid Karzai? Er darf nicht mehr kandidieren, und die Afghanen stellen sich die bange Frage, wer ihm wohl folgen wird.**

**N**och mehr bangen sie um einen anderen Prozess, der ebenfalls in den nächsten 24 Monaten abrollt. Es ist der Abzug der NATO-Truppen, allen voran der amerikanischen, die das Gros des 66.000 Mann starken Expeditionskorps stellen. Diese Streitmacht garantiert dem Land ein Minimum an Sicherheit und Schutz vor den Taliban; sie und die zivilen Berater und Trainer bilden den bei weitem wichtigsten Wirtschaftsfaktor des Landes. Ihr Wegfall wird nicht nur ein machtpolitisches Vakuum schaffen, sondern droht zudem die angespannte Lage mit einer Wirtschaftskrise noch zu verschärfen.

Mitte Januar befand sich Präsident Karzai in Washington, um mit Präsident Obama über die Modalitäten dieses Abzugs zu verhandeln. Er wurde mit Böllerschüssen und einer Militärparade empfangen. Doch hinter dem Brimborium verbirgt sich eine Zweckehe, in der die Partner keinen echten Zweck mehr sehen. Glaubt man Zeitungsberichten, ist die Schei-

dungsbereitschaft amerikanischerseits besonders hoch, bis hinauf ins Weiße Haus. Es gehe nur noch um die Festsetzung der Mannstärke für das Kontingent, das im Land bleiben wird; die Varianten gehen von 12.000 Mann bis null.

Laut *New York Times* scheint sich Karzai wenig Sorgen darüber zu machen. Er geht davon aus, dass das strategische (Eigen-)Interesse der USA so groß ist, dass sie mehr Truppen im Land zurücklassen müssen, als sie möchten und sich leisten können. Der ehemalige Afghanistan-Oberkommandierende General Stanley McChrystal bestätigt dies. In

einem Interview mit der *New York Times*, erschienen am 8. Januar 2013, erklärte er, auch wenn sich die USA auf die Bekämpfung der al-Qaida und anderer Terrororganisationen im Grenzgebiet zu Pakistan beschränken, brauche es rund 15.000 Mann: für Militärbasen, die Infrastruktur für Nachschub, den Unterhalt eines Netzwerks von Informanten, ohne die gerade der Drohnen-Einsatz gelähmt bleibe.

## Faustpfand

Karzai kann sich also ins Fäustchen lachen: Mit einem Korps von 10.000+ amerikanischen Soldaten

Präsident Karzai im Januar 2013 zu Besuch in Washington, hier zusammen mit dem amerikanischen Verteidigungsminister Leon E. Panetta



Bild: Secretary of Defense bei flickr.com (CC BY 2.0)

hätte er ein Faustpfand, mit dem er wuchern kann. Es könnte verhindern, dass sich der Westen wieder einmal – wie vor 23 Jahren, nach dem Abzug der russischen Truppen – das Land seinem Schicksal überlässt. Die USA müssten das Regime in Kabul auch nach Karzais Abtreten weiterhin unterstützen. Eine zu schwache Militärpräsenz würde, so das Schreckgespenst, in die erneute Machtübernahme der Taliban münden – und das wäre das Ende jeglicher internationalen Präsenz.

Aber nach zwölf Jahren eines zermürbenden Kriegs beginnt sich auch der Westen, wie die damals zerfallende Sowjetunion, zu fragen, ob der zurechtgezimmerte Verschluss eines demokratischen Staates überhaupt halten wird, mit oder ohne Militärpräsenz. Der Aufbau einer riesigen Armee und Polizei von 230.000 Mann wurde so hastig vorangetrieben, dass sich die organisatorischen und psychologischen Fundamente dieser Institutionen keine Stabilität erlangten. Die zunehmenden Attentate auf ausländische Ausbilder von Seiten afghanischer Rekruten decken mangelnde Sicherheitsprüfungen bei der Auswahl auf; sie demonstrieren auch die psychologische Verunsicherung von jungen Männern, die in ihrem Leben nur Krieg gekannt haben. Doch ohne Berater ist die Armee dem Gegner nicht gewachsen; es heißt, nur eine der 23 Armee-Brigaden sei selbstständig kampffähig.

Noch bedrückender ist der Zustand der politischen Institutionen. Die abkürzungsversessenen Amerikaner haben für das Karzai-Regime das Akronym VICE geprägt: *Vertically Integrated Criminal Enterprise*. Vor zwölf Jahren mokierte man sich über den Präsidenten, dass er eigentlich der Bürgermeister von Kabul sei: An den Grenzen der Stadt hörte seine Macht auf. Heute mag er über weite Teile des Landes gebieten, doch die Präsidialgewalt ist nur eine Maske. Dahinter

verbirgt sich ein Geflecht von Regionalfürsten, Stammesführern und Kriegsgewinnlern.

### Korruption und die Folgen

Die vierhundert Milliarden Dollar (!), die in den letzten dreizehn Jahren ins Land geflossen sind, haben eine Korruptionswirtschaft gemästet. Sie wurde vom Westen zähneknirschend toleriert und finanziert, weil Al-Qaida und deren lokale Steigbügelhalter das schlimmere Übel wären.

Falls dieser Geldfluss nun austrocknet und der wirtschaftliche und militärische Flankenschutz wegfällt, werden sich diese Sonderinteressen rasch neu positionieren, was allerdings keineswegs einen Kollaps nach sich ziehen muss. Vielmehr werden die bisherigen Mandatsträger auf altbewährte Stammestradition zurückgreifen. Ehemalige Kriegs- und Stammesherrn ziehen sich bereits wieder in ihre tribalen Kernlande zurück, Minister-Anzug und Krawatte werden mit dem Salwar-Kameez vertauscht. Ismael Khan, der alte Mudschaheddin-Fuchs, hat seinen Wohnsitz nach Herat verlegt. Sollte das Staatsgebäude in Kabul einstürzen oder auf seine Fassade reduziert werden, werden die Stammesgebiete wieder zum Zentrum der Macht. Stammesführer wie Khan werden wohl auch Zulauf aus den neuen Armee-Einheiten erhalten; schon als Minister hatten sie dafür gesorgt, dass das Prinzip der ethnischen Durchmischung in den Armee-Verbänden nur sehr beschränkt durchgesetzt wurde.

Ich habe den Verdacht, dass auch USA und NATO diese Entwicklung voraussehen – und damit leben können. Denn es muss nicht bedeuten, dass die Taliban bereits wieder vor den Toren Kabuls stehen. Ihr erster Sturmlauf vor sechzehn Jahren war nur deshalb so erfolgreich gewesen, weil die Bevölkerung von den Machtkämpfen der Kriegsfürsten ge-

nug hatte, und weil die Paschtunen-Stämme ihr Gewicht hinter die Gottesschüler warfen. Dies wird heute nicht mehr geschehen, und mit Terror und Einschüchterung allein lässt sich auch in Afghanistan kein Staat mehr machen. Viele Stammesführer sind sich nach zwölf Jahren Kohabitation in Kabul auch nicht mehr spinnefeind, da sie sich alle am Mittelfluss aus dem Ausland gütlich tun konnten. Das optimistische Szenario also: Eine lockere Konföderation von Stämmen und Regionen, eine pragmatische Balance von Partikular- und Nationalinteressen, wie sie für Afghanistan immer typisch war; dazu *Islam light*, um das Geschäft nicht zu verderben.

Ein zweiter Faktor hat sich ebenfalls verändert. Die erste Taliban-Generation war eine Kreatur Pakistans. Es wollte sich mit einem gefügigen Partner im Westen den Rücken freihalten für den indischen Erzfeind im Osten. Die Rechnung ging nicht auf, und Pakistan wird den Fehler kaum wiederholen. Heute ist es das größte Opfer seiner Schöpfung: Die pakistanischen Taliban haben sich von ihren afghanischen Kampfgenossen getrennt und den eigenen Staat zur Zielscheibe erklärt. In Afghanistan selber ist Indien heute besser platziert als der Westen und als Pakistan. Es hat sich beim hektischen *Nation Building* der NATO zurückgehalten und in den Regionen hat Indien sich mit Infrastrukturhilfe alte Freundschaften erhalten; für den Fall, dass es in Kabul wieder drunter und drüber geht.

---

#### Zum Autor

Der 1946 geborene Walliser Bernard Imhasly arbeitete von 1990 bis 2007 als Südostasien-Korrespondent für die NZZ. Der studierte Linguist und Ethnologe Imhasly lebt seit 1984 in Indien, er ist mit einer Inderin verheiratet. Zurzeit lebt Imhasly in der Nähe von Mumbai.